

Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **189 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374426>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Andere Geschäftszweige, wie die Schuhindustrie, die Woll- und Halbwollweberei, die Strohindustrie und Papierfabrikation, haben das Schicksal der Hauptindustrien geteilt. Die schwierigen Verhältnisse in der Müllerei blieben fortbestehen; eine Lösung des Konfliktes mit Deutschland, die Zollvergütungen betreffend, konnte noch nicht gefunden werden. Die Bautätigkeit war lahmgelegt; das teure Geld für langfristige Anlagezwecke wirkte abschreckend. Auch die Hotelindustrie zeigt infolge der ungünstigen allgemeinen Geschäftslage und der Witterungsverhältnisse nichts weniger als befriedigende Ergebnisse.

Wenn von einer allgemeinen Krisis trotz alledem nicht gesprochen werden kann, so ist dies hauptsächlich auf die Verbilligung des Geldes für kurzfristige Anlagen zurückzuführen; der mäßige Zinsfuß hat die Abwicklung der Verbindlichkeiten in günstigster Weise beeinflusst. Der durchschnittliche offizielle Diskontsatz war folgender:

	1907	1908	I.	II.	III.	IV.	I. Quart.
			Quartal 1908				1909
Schweiz	4,93	3,72	4,40	3,50	3,50	3,50	3,19
Deutschland	6,03	4,76	6,12	4,92	4,00	4,00	3,76
Frankreich	3,46	3,04	3,16	3,00	3,00	3,00	3,00
England	4,92	3,00	4,19	2,82	2,50	2,50	2,93

Von 5½% bei Beginn des Jahres fiel derselbe in der Schweiz successive, bis er in der zweiten Hälfte des Monats März auf 3½% anlangte, auf welchem Stande er bis Ende des Jahres verblieb. Der Privatsatz belief sich im Jahresdurchschnitt auf 3,4%.

Ein günstigerer Rechnungsabschluss ist für das laufende Jahr um mehr zu erwarten, als die wirtschaftliche Depression, wie aus den Exportziffern hervorgeht, ihren Höhepunkt bereits überschritten hat. Die größte Verminderung der Ausfuhr gegenüber dem Vorjahre (s. Tabelle) weist das II. Quartal 1908 mit 46 Millionen (16%) auf. In den folgenden Quartalen ergibt sich eine fortwährende Abnahme der Differenzen; im III. Quartal beträgt der Unterschied noch 33 Millionen (11%) und im IV. Quartal noch 25

Millionen (8%). Das I. Quartal 1909 zeigt im Vergleich zu den frühern folgende Handelsziffern:

Wert in Millionen Franken	1904	1905	1906	1907	1908	1909
Einfuhr	287	304	336	396	359	363
Ausfuhr	222	229	259	279	268	260

Der letzte Quartalabschluss kann als ein durchaus befriedigender bezeichnet werden. Wenn auch der Export gegenüber dem Vorjahre noch etwas zurückbleibt, so hat er doch schon wieder dieselbe Höhe erreicht, wie im Jahre 1906 und die Einfuhrziffer ist sogar wesentlich größer.

Bei den Hauptexportindustrien gestaltete sich der Abschluss wie folgt:

Wert der Ausfuhr der Hauptexportindustrien	I. Quart. 1908	I. Quart. 1909	Differenz
	in Millionen Franken		
Produkte der Uhrenindustrie	30,3	25,5	-4,8
Stickerien	48,4	48,0	-0,4
Seidenstoffe	32,8	28,9	-3,9
Maschinen	20,3	15,3	-5,0
Räse	11,3	12,2	+0,9
Baumwollgewebe	10,9	10,2	-0,7
Seidenbänder	12,4	11,5	-0,9
Schokoladen	4,9	6,3	+1,4
Rohseide	7,1	8,2	+1,1
Schappe	5,2	6,6	+1,4
Teerfarben	5,0	5,6	+0,6
Kondensierte Milch	6,8	7,0	+0,2

Wie man sieht, haben sich eine ganze Reihe dieser Industriezweige bereits ziemlich erholt; bei andern, so vor allem bei der Uhrenindustrie, der Seidenstoff- und Seidenhandweberei dauert die Depression noch immer an, während sie in der Maschinenindustrie überhaupt erst jetzt intensiv zum Ausdruck kommt (vgl. Tabelle). Im allgemeinen scheint jedoch das Schlimmste überwunden zu sein; Industrie und Handel gehen wieder erfreulicherer Zeiten entgegen.

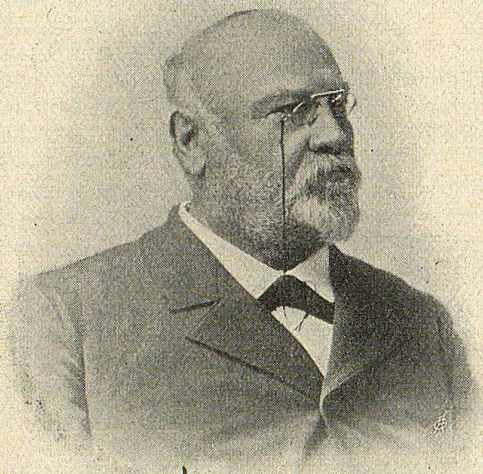
Des Kalendermanns Weltumschau.

Der Kalendermann möchte es einmal erleben, in einer Umschau nur Gutes und Schönes berichten zu können. Aber das scheint je länger je weniger möglich zu sein. Wie alles in unserer Zeit größere Formen, größere Gestaltung annimmt und die Zeit gleichsam eine solche en-gros geworden ist, so auch die Sorge, das Ungemach, das Unschöne und Häßliche. Aber es wäre ungerecht, den Griesgram oder den Kopfhänger spielen zu wollen. Auch in unseren Tagen wird unsäglich viel Gutes und Schönes geschaffen, mehr vielleicht als in früheren, nur beobachtet man es weniger; es ist weniger auffällig. Das Gute und Schöne ist sich mehr selbst genug, es drängt sich nicht auf, während das Andere teils laut und lärmend durch die Straßen zieht, zum Teil mehr in die Augen fällt.

Als diesseits der Alpen an den Christbäumchen in unseren Stuben die Weihnachtslichter ihren milden und holden Glanz ausbreiteten, trug in Sizilien und Calabrien im

Süden von Italien sich eines der furchtbarsten Erdbeben zu, welche die Geschichte der Menschheit kennt. Die Städte Messina und Reggio di Calabria sanken in Trümmer, mit ihnen Duzend und Duzend kleinere Städtchen und Dörfer. Ueber 70,000 Menschenleben wurden unter Schuttmassen begraben — genau weiß man heute noch nicht, wie viel im Ganzen umkamen — und über 200,000 verloren von einer Stunde auf die andere fast all ihr Hab und Gut. Es war, als wollten Meer und Erde dort unten aus den Fugen gehen. Wochenlang stand die ganze Welt unter dem Eindruck des Gräßlichen, das wieder einmal zeigte, welches gebrechliche Ding unser scheinbar so große und feste Erdball ist, wie er eigentlich doch nur als schwankes Fahrzeug im unermesslichen Weltenraume unter Millionen anderer Welten dahingleitet. Den Lesern des „Appenzeller Kalender“ sind alle die furchtbaren Szenen jener Tage gewiß noch in frischer Erinnerung. Das entsetzliche Ereignis hat aber auch wieder einer Liebestätigkeit gerufen, wie die Welt eine solche bisher nicht kannte. Nicht bloß alle Völker Eu-

ropas nahmen Teil daran, sondern auch jene im Süden und Norden Amerikas, ja bis nach dem fernen Japan und Indien und dem noch ferneren Australien, christliche Völker, mohamedanische und buddhistische. Ein solches Liebes-schauspiel hatte die Erde bisher noch nicht erlebt, und man war Zeuge, daß die modernen Verkehrsmittel, daß das ganze heutige Leben die Menschheit nicht nur im Handel und in der Politik enger mit einander verknüpft hat, sondern auch in der Freundschaft und in der Liebe. Millionen und Millionen, im Ganzen an vierzig Millionen Franken Liebesgaben kamen aus allen Erdteilen zusammen. Einige Flecken auf das an sich erhebende Bild warfen aber zwei Erscheinungen — als erste, daß in einzelnen europäischen Ländern selbst bei dieser Liebesgabensammlung häßliche politische Anspielungen erfolgten. So höhnte man in Frankreich mit einem giftigen Seitenblick auf Deutschland, nun



Nationalrat Oberst Künzli †.

möge Italien sehen, wo seine freigebigsten Freunde seien. Umgekehrt hörte man aus Deutschland Stimmen, die andeuteten, in Frankreich und England wolle man mit reichen Liebesgaben um die politische Gunst Italiens buhlen. Es war, als ob Engels Hände unter Menschen ein großes Werk getan, in das dann die alte Hexe Politik ihr Gift spritzte. Und ein zweiter Fleck war, wie man in Italien mit den Liebesgaben wirtschaftete, wie Funktionäre sich an ihnen bereichern wollten und bereicherten und Aermste unter den Betroffenen leer ausgehen sollten. Da hatten die Schweizer von Anfang an wieder einmal den richtigen Blick. Sie giengen mit den Liebesgaben, die auch in unserem Lande überreich flossen, selber an Ort und Stelle und erbauten dort Häuschen für die Obdachlosen. So kamen die Schweizergaben den wirklich Bedürftigen zu.

Das Erdbeben von Messina schien den kommenden Monaten seinen Stempel aufdrücken zu wollen. Es war, als ob das ganze Erdengebäude in's Schwanken gekommen sei. Die Nachrichten von Erdschütterungen wollten seither nicht mehr aufhören, bald in unserem Erdteil, bald in

einem anderen, in der letzten und allerletzten Zeit noch in Südfrankreich, in Südgriechenland und in Zentralasien, wobei es sich zeigte, daß das Mittelmeerbecken so eine Art Mittelpunkt der Erschütterungen war. Blieben unsere Gegenden von Erdbeben auch glücklicherweise verschont, brachte uns der Juni und mehr als der halbe Juli eine nicht enden wollende Regenperiode mit unaufhörlichen Schneefällen in den höheren Lagen, die unsere Bauernsamen schwer schädigte und sich auch den Winter über noch fühlbar machen wird. Zu allem kam noch eine Verteuerung der Lebensmittel. Das Fleisch wurde teurer und die Brotpreise giengen fortwährend aufwärts. Gar mancher seufzte, früher sei es doch besser gewesen. Diese dachten nicht daran, daß, wenn es auf der Welt noch wäre, wie zur Zeit als es keine Eisenbahnen und keine riesigen Schnelldampfer gab, wir eine wirkliche Teuerungsperiode mit der Not vielleicht wie anno



Ständerat Scherb †.

1817 und 1847 hätten. Es hat auch früher schon schlechte Jahre und schlechte Zeiten gegeben. Nur machten sie sich damals viel schärfer fühlbar als heute. Laßt bloß einen alten Vater oder Großvater davon erzählen. Die Menschen haben auch in Zeiten wie jetzt alle Ursache, dem Herrgott zu danken für die Fortschritte, die gemacht worden sind. Wer's nicht glaubt, soll nur ein wenig darüber nachdenken. Ausnahmsweise reich war das Jahr auch an allerlei sonstigem Mißgeschick, an allerlei großen Unfällen und Unglücken, an Großbränden, Bergwerkfatastrophen, Eisenbahnunglücken, Schiffsuntergängen u. s. w.; auch unser Land blieb nicht verschont davon, man denke an das Brandunglück in Wattwil, wo elf Menschen elend verbrannten, und an den Einsturz im Bruggwaldtunnel bei St. Gallen.

Eine Zeit des Wankens und Schwankens schien es auch sonst zu sein, in der Welt der Geister und der sittlichen Begriffe. Oder ist es etwas anderes, wenn man sehen mußte, wie in der deutschen Presse und im deutschen Parlament offen über die Berechtigung der sogenannten Nacktkultur

verhandelt wurde, d. h. darüber, ob es nicht statt etwas Unwürdiges etwas Verdienstliches und den Schönheitsföhrerndes sei, wenn Menschen, Männlein und Weiblein, in öffentlichen Schausstellungen nackt Reigen tanzten, lebende Bilder darstellten u. s. w., oder wenn solche zu Nacktzusammenkünften sich vereinigten. Noch vermochte diese Schamlosigkeit zwar nicht zu siegen; aber es ist schon mehr als zu viel, daß man darüber streiten mußte, ob sie berechtigt sei oder nicht. Das sind Blüten, die der Baum der Leppigkeit einer gewissen Großstadtkultur treibt. Wohin würde es aber kommen, wenn man erst der natürlichen Scham in den Menschen das Zeichen der Fortschrittfeindlichkeit aufbrennen wollte. Und — so fragt der Kalendermann weiter — ist es nicht ein Wanken und Schwanken in höchsten Begriffen, wenn wir in der Schweiz uns darüber streiten, ob es nicht etwas Erlaubtes sei, in öffentlichen Vorträgen und in Schriften den Glauben an Gott

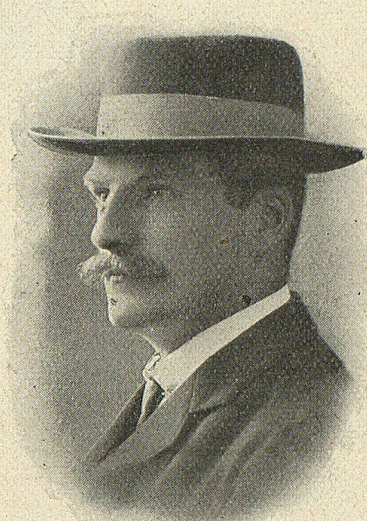


Bundesrichter Dr. Weiß.

herunterzumachen und Gott selber zu höhnen und zu lästern? Man mag die katholische Lehre und ihre Einrichtungen kritisieren, mag die protestantische Lehre kritisieren, aber den lieben Gott soll man in Ehren halten, dessen Name an der Spitze der schweizerischen Bundesverfassung steht und zu dessen Ehren unser Schweizerland den eidgenössischen Betsag einföhrte und heilig hält. Damit sind gewiß alle Leser des Appenzeller Kalenders einverstanden, sowie wohl auch damit, daß es einem Volke nie zum Segen gereicht, wenn es die Verhöhnung Gottes duldet. Das zeigt die Geschichte aller Zeiten. Was unser Schweizerland angeht, wird es in schweren Zeiten nicht zum deutschen Kaiser, nicht zum Kaiser von Oesterreich oder König von Italien sich flüchten, sondern Zuflucht bei demjenigen suchen, zu dem sich unsere Väter bei Morgarten, Sempach, Näfels, Bögelinsegg und am Stoß wandten. Nicht wahr, so denkst auch Du, mein lieber Halbensepp, so Deine brave Frau, und so Eure Buben und Töchter. Das ist ja auch das Tröstliche. Unser Bauern- und Landvolk ist glücklicherweise noch gesund bis auf die Knochen und von den

Zeitkrankheiten der Städte nicht angegriffen. Möge es so bleiben.

Und wieder Wanken und Schwanken! Auch in der großen Weltpolitik sah es eine Weile aus, als ob alles darunter und darüber gehen sollte. Ich muß nun etwas zurückgreifen. Im letzten Monat Oktober überraschten zwei Nachrichten fast gleichzeitig die Welt. Die eine lautete, daß das Fürstentum von Bulgarien sich von der Türkei vollends unabhängig gemacht habe und daß der Fürst von Bulgarien zum Zar oder König dieses Landes proklamiert worden sei. Die andere Meldung tat kund, daß Oesterreich-Ungarn die beiden ehemals türkischen Provinzen, Bosnien und Herzegowina, die es seit dem russisch-türkischen Kriege anno 1878/79 verwaltete, für immer annektiert und in seinen Staatsverband einverleibt habe. Das brachte Leben in die europäische Diplomatenwelt, Leben, wie wenn man mit Steinen nach Himmelfestern wirft. Zu bemerken ist, daß



Bundesrichter Dr. Kirchhofer.

streng rechtlich beide Handlungen eine Verletzung des Berliner-Friedensvertrages bedeuteten, der nach dem schon genannten Kriege abgeschlossen wurde. Die Türkei reklamirte aus Leibeskräften, denn sie war durch das Vorgehen von Bulgarien und Oesterreich direkt geschädigt; es protestirten England, Rußland und Frankreich wegen Verletzung von unantastbaren Staatsverträgen; am lautesten lärmten aber die Serben und Montenegriner, die erklärten, das nationale Serbentum sei erwürgt, wenn Oesterreich, d. h. die Deutschen, die hauptsächlich von Serben bevölkerten Provinzen einsacke. Andererseits hob Bulgarien hervor, daß es ja nur tue, was die Türkei soeben selber getan, da sie sich im Juli auf dem Wege der Gewalt die Freiheit gab, wenn es sich von der letzteren vollständig unabhängig mache. Hätten die Türken ein Recht auf Freiheit, so nicht weniger die viel fortgeschritteneren Bulgaren. Oesterreich betonte seinerseits, es sei nun bereits seit 30 Jahren tatsächlicher Besitzer von Bosnien und Herzegowina gewesen, habe das Leben vieler Soldaten geopfert, um dort Ordnung, und hunderte von Millionen an Geld, um Zivilisation und

Kultur zu schaffen. Mit der Einverleibung der Provinzen ordne Oesterreich nur noch formal einen Zustand, wie er tatsächlich bereits bestand. Der weitere Verlauf der Dinge gestaltete sich so, daß Bulgarien unter finanzieller Entschädigung an die Türkei seine Beute ohne größere Schwierigkeiten in Sicherheit brachte, daß dagegen das Vorgehen Oesterreichs monatelang zum Angelpunkt eines großen europäischen Konfliktes zu werden drohte.

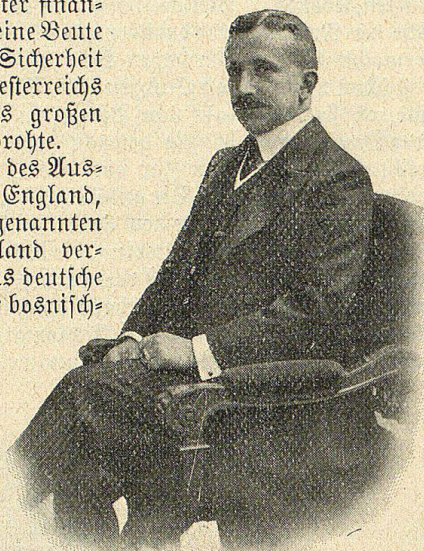
In der letztjährigen Umschau war des Ausführlieheren die Rede davon, wie England, Rußland und Frankreich sich zur sogenannten Einkreisungspolitik gegen Deutschland vereinigt hätten, zu einer Politik, die das deutsche Reich in Europa isolieren sollte. Der bosnisch-herzegowinische Handel sollte jetzt dazu benützt werden, von Deutschland auch noch den treuesten Verbündeten, Oesterreich, abzusprengen. Zu diesem Zwecke wurde ein großartiges politisches Intrigenspiel veranstaltet. Als Mittel zum Zwecke wurden die Serben und Montenegriener benutzt. Von Rußland aus wurde die Erregung der beiden kleinen Völker fortwährend noch geschürt, und man gab ihnen zu verstehen, daß sie im Falle eines Krieges nicht allein, sondern daß Mächtigere hinter ihnen stehen würden. Diese Schürereien fielen auf einen nur allzu günstigen Boden. In Serbien bekam die Kriegspartei unter dem tollen Kronprinz Georg Oberwasser. Man rüstete dort auf Leben und Tod zum Kriege gegen Oesterreich und in Montenegro geschah das Gleiche. Die russisch-englisch-französische Politik hoffte, Oesterreich werde in der Befürchtung, daß diese Mächte hinter Serbien und Montenegro stehen, ihre Vermittlung anrufen, die ihm dann bereitwilligst gewährt worden wäre, um den Preis des Bündnisses mit Deutschland. Die Sache kam aber anders. Oesterreich wies jede Vermittlung zurück, warf große Truppenmassen nach Bosnien und der Herzegowina und an die übrigen Grenzgebiete von Serbien und Montenegro; zugleich gab es in St. Petersburg zu verstehen, daß es jede Hülfeleistung Rußlands an die letzteren

Staaten als Kriegsfall auch gegen Rußland selber betrachte. Bange Wochen hindurch schien ein europäischer Krieg unvermeidlich zu sein. Man erwartete jeden Tag den Ein-

marsch der Oesterreicher in Serbien; der serbische Staatsschatz wurde in aller Eile in das Innere des Landes geflüchtet und an der serbisch-österreichischen und montenegrinisch-österreichischen Grenze waren Plänkelleien zwischen den Vorposten bereits an der Tagesordnung. Stündlich wurde der erste Kanonenschuß erwartet, von dem man wußte, daß er einen Widerhall fast in ganz Europa finden werde. Inzwischen hatte nun auch das deutsche Reich Stellung bezogen und den Mächten zu wissen getan, daß es Oesterreich mit seiner ganzen Heeresmacht unterstütze, sofern eine Großmacht es wagen sollte, Oesterreich in einem allfälligen Kriege gegen Serbien und Montenegro in den Arm zu fallen. Jetzt gab es einen totalen Szenenwechsel. In der Erkenntnis, daß es für einen Großkrieg gar nicht gerüstet sei, ersuchte Rußland das deutsche Reich, bei Oesterreich zu vermitteln und ließ Serbien und Montenegro wissen, daß sie im Kriegsfall keinerlei Hülfe von

ihm zu erwarten hätten. Schon vorher war Gleiches von England und Frankreich in Belgrad und Cetinje geschehen, und nun standen die Serben und Montenegriener wie die richtigen lakierten Europäer da. Sie selbst überlassen, ohne Hülfe von außen, mußten sie klein beigeben und froh sein, da Oesterreich gnädig war und ihnen keine herben Bedingungen auflegte. Sie mußten nun eiligst wieder abrüsten, worauf auch Oesterreich seine Truppen von den Grenzen der zwei Kleinstaaten zurückberief und diese wieder in die Heimat entließ.

In Serbien und Montenegro trat an Stelle der bisherigen Kriegsbegeisterung ein ungeheurer Katzenjammer; man hatte die letzten finanziellen Kräfte für Kriegsrüstungen angespannt und hatte nun nichts als noch drückendere Schulden; in Serbien so dann hatte infolge dieser Wendung der kriegseifrige Kronprinz Georg zu Gunsten seines Bruders auf die Thronfolge zu verzichten. Er blieb das Opfer auf der Strecke.



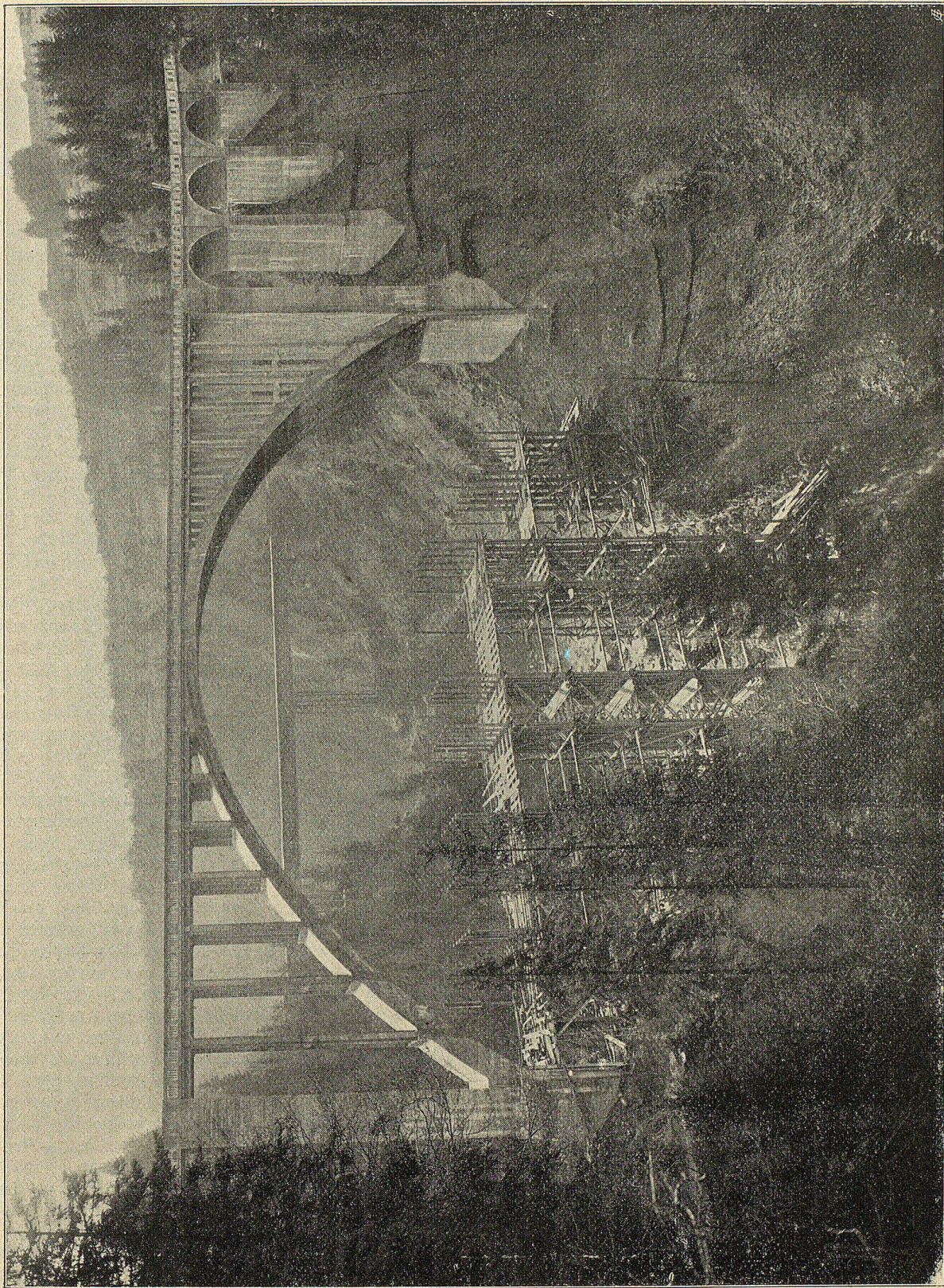
F. von Salis, Gesandter in Wien.



Alt = Oberpostdirektor Lutz.



Oberpostdirektor Staeger.



Mündertobelbrücke bei Stein.

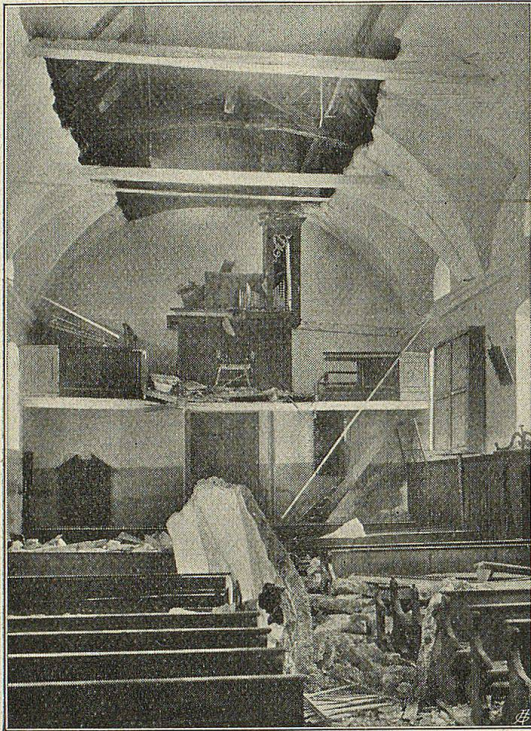
In einer Beziehung möchte man die beiden Völklein be-
 mitteln, da sie von Großen bis an die Grenzen eines
 Krieges gekehrt wurden, der sie hätte vernichten können, um
 dann im entscheidenden Augenblicke von ihnen schmählich
 im Stiche gelassen zu werden. „Trau nicht Herrngunst“
 — es gilt auch im Verhältnis der kleinen Staaten zu den
 großen. Der Endverlauf des ganzen Handels war von
 größten Wirkungen auf die europäische Politik überhaupt.
 Das deutsch-österreichische Bündnis hatte sich als die weit-
 aus stärkste Macht in Europa gezeigt, gegen welche sich die
 anderen Mächte zusammen keinen Angriff getrauen. Damit
 war der Plan des englischen Königs zusammengebrochen,
 Deutschland mit einer Vereinigung der anderen Mächte
 an die Wand zu drücken. Die Wirkung dieser Tatsache
 äußerte sich sehr rasch bei Italien. Obwohl vertraglich Verbündeter
 mit Deutschland und Oesterreich, hatte es sich schon bei der Ma-
 rokko-Konferenz in Algieras gegen-
 über Deutschland als unsicherer
 Kantonnier erwiesen, als unsicherer
 auch gegenüber Oesterreich in
 diesem Handel. Als dann aber
 Deutschland und Oesterreich so
 mächtig obenaufschwangen, woll-
 te es mit den beiden wieder gerne
 im Bunde der Dritte sein. Wir
 Schweizer können mit diesem
 Ausgange der Dinge zufrieden
 sein und nur wünschen, daß
 Deutschland und Oesterreich ver-
 eint noch lange die Vormacht-
 stellung behalten. So lange dürfte
 auch der Weltfriede gewahrt blei-
 ben. Recht erfreulich bleibt die
 Lage aber doch nicht. Zum ersten
 weiß man nun definitiv, daß jeder
 nächste Großkrieg zu einem euro-
 päischen wird, zum zweiten fah-
 ren alle Mächte mit ihren Rüst-
 ungen zu Land und zu Wasser
 fort, und zum dritten hängt der
 Friede nach wie vor doch nur an
 einem Faden, wenn auch für die
 nächste Zeit glücklicherweise kein Krieg mehr zu befürchten
 ist. Damit verabschiedet sich der Kalendermann von der
 europäischen Politik und macht noch einen Gang durch
 einzelne Staaten.

In Deutschland könnte man das abgelaufene Jahr das
 Maulkorbjahr nennen. Es hat damit folgende Be-
 wandnis. Infolge der scheinbar erfolgreichen Einkreisungs-
 politik des Königs von England fühlte man sich in vielen
 Kreisen des deutschen Reiches immer mehr beunruhigt und
 war unzufrieden mit dem Gang der auswärtigen Politik
 des Reiches. Die Unzufriedenheit richtete sich nicht am
 wenigsten gegen den Kaiser. Man fand, er regiere zu viel
 auf eigene Faust, er rede viel zu viel und zu laut und reise
 zu viel. Zwei Vorkommnisse brachten dann die Dinge zum
 Ueberlaufen. Ein englischer Journalist veröffentlichte eine
 Broschüre über Handlungen, Aussprüche und Meinungen
 des deutschen Kaisers, angeblich mit dessen Bewilligung,

worin ganz erstaunliche Sachen enthalten waren — solche,
 die in England und Frankreich tief verletzen mußten. Es
 stellte sich dann auch noch heraus, daß es mit der Bewil-
 ligung zur Veröffentlichung durch den Kaiser über alle
 Maßen konfus zugegangen war. Der Verfasser hatte näm-
 lich seine Arbeit dem Kaiser zur Prüfung zugesandt. Dieser
 schickte sie dem Reichskanzler, damit er sie prüfe. Der Reichs-
 kanzler weilte damals gerade in der Kur und sandte die
 Arbeit einem seiner Räte, der die Prüfung besorgen sollte.
 Das war nun kein Schläuer. Er fand die Arbeit druck-
 fähig. Mit diesem Vermerk kam sie an den Reichskanzler
 und vom Reichskanzler an den Verfasser zurück, der sie
 nunmehr der Öffentlichkeit übergab. Ein zweiter Grund
 zur Verschärfung des Unwillens war, daß der Kaiser immer

auf Reisen war, als die Lage
 wegen Bosnien und Herzegowina
 bereits gefahrrohend geworden
 war. Diese Stimmung gelangte
 dann im deutschen Reichstag im
 Oktober zu einem elementaren
 Ausbruche. Es hagelten Angriffe
 auf den Reichskanzler Bülow,
 daß er den Kaiser machen lasse,
 und ganz unerhörte Angriffe auf
 den Kaiser selber, der über seine
 verfassungsmäßigen Rechte hin-
 ausgreife, das Land in Gefahren
 stürze u. s. w. u. s. f. Das Ende
 vom Lied war, daß der Reichs-
 kanzler Bülow im November sich
 zum Kaiser in sein Schloß begab
 und ihm sagte, daß das Volk und
 seine Vertreter wünschen, daß er
 nicht länger selber alles regieren
 wolle, daß er sich weniger persö-
 nlich in alles und jedes mische,
 weniger in allen Ecken und Enden
 der Welt herumreise und viel we-
 niger Reden halte, überhaupt vor-
 sichtiger in allen Gesprächen sei.
 Es war also ein regelrechter
 Maulkorb, den Bülow damals
 dem Kaiser überreichte, und der
 Kaiser ließ ihn sich gefallen und

reiste seitdem weniger und hielt weniger Reden. Der
 Kanzler, der den Kaiser gebändigt, war aber von da an
 ein gewaltig populärer Mann in vielen Kreisen. Am Hofe
 selber war man freilich wütend über den unverschämten
 Federfuchser, der es wagte, Majestät bevormunden zu
 wollen. Die Ereignisse brachten dieser Wut süße Speise,
 als im Sommer der Kanzler Bülow abdanken mußte. Der
 gewandte und glatte Staatsmann stolperte über einer
 Steuervorlage. Das deutsche Reich brauchte für 625 Mil-
 lionen Franken jährlich neue Steuern, welche der Reichs-
 tag bewilligen sollte. Unter diesen Steuern befand sich
 auch eine Erbschaftssteuer. Von dieser wollte die meist aus
 Adelligen und Großgrundbesitzern bestehende protestantisch-
 konservative Partei nichts wissen, während die Liberalen
 dieselbe annehmen wollten. Bekanntlich bildeten aber Kon-
 servative und Liberale zusammen die Mehrheit im Reichs-
 tag, den sogenannten Block, mit dem Bülow regierte. Als



Ansicht der eingestürzten Kirche in Nax (St. Wallis).

dann eine neue Mehrheit des Reichstages mit Hauptanteil der Konservativen die Erbschaftssteuer verwarf, sagte Bülow logisch, er könne nicht mehr weiter regieren, wenn ihm eine Gruppe der bisherigen Regierungspartei in den Rücken schieße und — er gieng. Er mußte gehen; denn mit dem Abfall der Konservativen war auch der Block, die bisherige Mehrheit im Reichstag, gesprengt. An seine Stelle trat wieder die Mehrheit im alten Reichstag von Konservativen, Centrum (kathol.) und Polen. Als Nachfolger von Bülow hat der Kaiser den bisherigen Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg ernannt, der aus einer alten Frankfurter Bankiersfamilie stammt. Er ist ein Halbschweizer; seine Mutter nämlich war eine Rougemont, die in Neuenburg und Bern Bürger sind und in nächster Verwandtschaft zu einer

Ereignis dachte. Es kam gleichsam über Nacht. In der französischen Kammer wurde am 20. Juli wieder einmal die greuliche Wirtschaft in der dortigen Flotte behandelt. Es wurde über Unregelmäßigkeiten gewettert, über Unkenntnis und die zunehmende Unzufriedenheit der Flottenmannschaften. Ein Deputierter fand, daß Frankreich bereits 10 Milliarden, d. h. 10,000 Millionen Franken für seine Flotte ausgegeben habe und trotzdem keine Besätze, die diesen Namen verdiene. Der Marineminister Picard, der frühere Oberst Picard vom Drehfuß-Prozeß her, gab zu, daß schwere Fehler begangen worden seien, versicherte aber, daß auch bereits die Vorbereitungen für gründliche Abhilfe getroffen wurden, und die Kammer schien sich dabei vollständig beruhigt zu haben. Da ergriff der frühere Minister des Aus-



Ein Straßenbild aus Messina nach dem Erdbeben.

ganzen Anzahl vornehmer Schweizerfamilien verschiedener Kantone stehen. Der neue Reichskanzler besitzt also in der Schweiz einen ganzen Schwarm von Vettern und Vasen. Es wäre schön, wenn er sich in gegebenen Augenblicken daran erinnerte, daß in seinen Adern auch Schweizerblut rollt. In liberalen Kreisen Deutschlands ist man über diesen Ausgang der Dinge ungehalten. Eine Weile wurde von jener Seite fast stürmisch verlangt, der Reichstag solle aufgelöst werden, damit das Volk bei Neuwahlen Gelegenheit erhalte, seinen Willen kund zu tun. Dieses Verlangen ist dann aber rasch wieder verstummt. Man hat sich vielleicht daran erinnert, daß das Volk es gewöhnlich seinem Vertreter nicht zum Verbrechen anrechnet, wenn er eine neue Steuer verwirft.

Merkwürdig. Kaum daß Fürst Bülow den Reichskanzlerpalast in Berlin verlassen hatte, wurde in Paris der scheinbar allmächtige Ministerpräsident Clemenceau gestürzt, ohne daß jemand ein paar Stunden zuvor an ein solches

wärtigen, Delcassé, das Wort und zersetzte die Flottenpolitik der Regierung neuerdings. Clemenceau und Delcassé sind alte Feinde, und als der erstere diesen so sprechen hörte, lief ihm die Galle derart über, daß er sich nicht mehr Rechenschaft über seine Worte zu geben vermochte. Er klagte Delcassé an, dieser habe als Minister die französische Politik derart verfuhrwerkelt, daß es wegen der Marokkofrage zur Konferenz von Algiciras (1906) kam, die die größte politische Demütigung gewesen sei, die Frankreich je erlebt habe, und diese Demütigung habe Frankreich ungerächt hinnehmen müssen, weil der Kriegsminister und der Marineminister erklärten, sie seien für einen Krieg mit Deutschland nicht gerüstet. So darf aber ein Ministerpräsident niemals reden, wenn er auch nur eine Stunde länger auf seinem Posten bleiben will; denn er ist vom gleichen Augenblicke an gegenüber dem eigenen Lande wie dem Auslande gegenüber unmöglich. Diese Worte Clemenceau's wirkten auf die Kammer wie eine Sprengbombe. Das sonst so feste

Lager der Anhänger des Ministerpräsidenten fiel stückweise auseinander. Als es zur Abstimmung kam, versagte die Mehrheit der Kammer der Regierung das Vertrauensvotum, und Herr Clemenceau war ein gelieferter Mann. Er reichte mit allen seinen Ministern sofort seine Abdankung ein, die der Präsident der Republik, Fallières, annahm. Der persönliche Haß ist in allen Dingen ein schlechter Berater, auch in der Politik. Herr Clemenceau hat es erfahren, denn er ist durch ihn zu Fall gekommen, nachdem in schwacher Stunde der Haß bei ihm über Pflicht und Vernunft siegte. Während Bülow seinen Posten als Mann verließ, der wiederkommt, ist Clemenceau als toter Mann aus dem Ministerpalast gegangen. Er hinterläßt seinem Nachfolger nicht gerade die schönste Erbschaft. Mehr und mehr scheinen sich alle sozialen Bande in Frankreich zu lockern. Nicht nur daß die Arbeiterstreiks sich in unheimlichem Maße vermehren, auch das ganze untere Beamtenheer ist vom Streikfieber erfaßt, wie der große Pöfeler- und Telegraphistenstreik gezeigt hat, und selbst die Insassen der Gefängnisse fangen zu streiken an. Dabei gährt es in der Armee, in der Marine und unter den Lehrern. Ueberall tobt ein Geist der Auflehnung, sodaß sehr ernsthaft liberale Blätter davon reden, Frankreich steure einer sozialen Revolution zu. Einsichtige Männer aus allen Parteien haben darum auch gefunden, die bisherige Parteiwirtschaft in der Kammer könne nicht mehr länger dauern, solle das Land nicht in einen Abgrund geführt werden. Es ist eine mächtige Bewegung im Gange, daß die Kammerwahlen inskünftig nach dem Proporz vorgenommen werden sollen und an der Spitze dieser Bewegung stehen angesehenste Liberale und Radikale so gut wie Konservative und Sozialisten.

Drüben in England steht man immer mehr im Zeichen der Deutschenfurcht. Ganz vernünftige Leute in England lassen es sich nicht nehmen, daß in Deutschland der Untergang Englands beschlossene Sache sei und darum auch ein Krieg der Deutschen gegen die Engländer, um die Welt Herrschaft an sich zu reißen. Es will ihnen nicht in den Kopf, daß, wenn sie, die Engländer, immer wieder von den neuen fürchterlichen Riesen von Kriegsschiffen bauen, die Dreadnoughts heißen, die Deutschen eben ein Gleiches tun, übrigens auch Franzosen, Italiener, Russen, Oesterreicher, Amerikaner und Japaner. Und die Erfolge des lenkbaren Luftschiffes von Zeppelin haben sie vollends aus dem Häuschen gebracht. Man sah in England bereits allen Ernstes eine deutsche Luftschiff-Flotte ob London schweben, die die Riesenstadt aus unangreifbaren Höhen mit Bomben über-

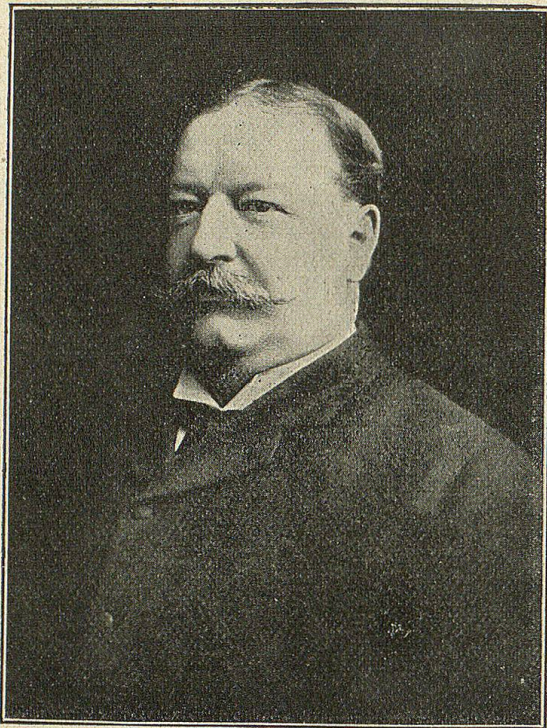
schüttet und die Landung einer mächtigen deutschen Armee an Englands Küsten sichert. Das sind politische Fieberphantasien; das Gefährliche liegt darin, wenn ein ganzes Volk von solchen Phantasien erfaßt wird und damit am Ende der Ende selber auf das zutreibt, was es so sehr fürchtet. Bei ruhigem Denken wird sich jeder Engländer sagen müssen, daß Deutschland wohl als immer schärferer Konkurrent gegen England auftritt, daß es aber niemals zum Schwerte gegen England greift, wenn dieses den Krieg nicht aufzwingt. Die verantwortlichen Männer in Deutschland wissen zu gut, daß Deutschland selber bei einem Kriege mit England nur verlieren könnte, indem ein Sieg über England Europa seine bisherige Vormachtstellung auf dem

Erdball kostete. Bei dieser Gelegenheit kann man wieder sehen, wie sehr manche Neuerung Freude und Sorge zugleich gebiert. Kaum daß man sich der lenkbaren Luftschiffe erfreut hat, mehren sie auch schon die Kriegsfurcht. Ein paar Jahre noch, und alle Großstaaten werden auch ihre Luftflotten haben, und wir in der Schweiz werden schließlich ebenfalls in den Apfel beißen müssen. Luftschiffe — Flugmaschinen; es wird bald einmal so alltäglich sein, wie heute die Automobile. Andererseits ist wieder dafür gesorgt, daß die Bäume in dieser Beziehung so wenig wie in anderer in den Himmel wachsen.

Von den übrigen Staaten Europas ist nichts besonders Wichtiges zu melden. Die italienische Politik stand lange Zeit unter dem Drucke der Katastrophe von Messina, die österreichische unter dem Schwunge des Erfolges in der europäischen und Orientpolitik; allerlei Händeleien in den Parteien und in den Parlamenten gab es darum

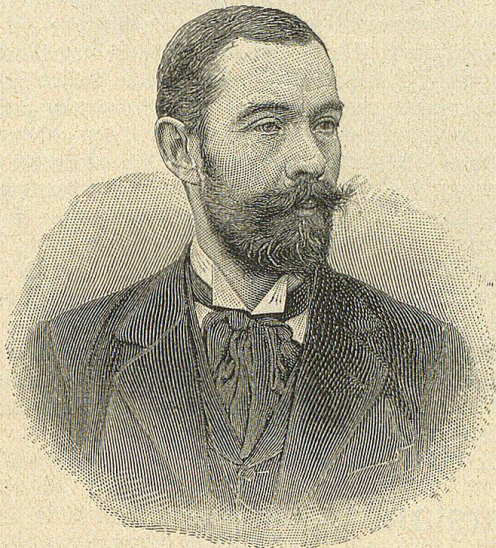
natürlich doch. — In Rußland war der Henker wieder fleißig an der Arbeit, mit den Revolutionären aufzuräumen, und andererseits waren die alten Schelmereien, Betrügereien und Großunterschleife von höheren und niederen Staatsfunktionären an der Tagesordnung. Man ist dort so sehr daran gewöhnt, daß es gar kein Aufsehen erregt, wenn es nicht mindestens in die Hunderttausende geht. Im Ganzen scheint langsam aber doch einige Besserung in den russischen Zuständen eintreten zu wollen. Es geht wenigstens eher aufwärts als abwärts. — Jetzt wollen wir noch einen kurzen Abstecher in außereuropäische Länder machen; denn über das, was sich in der Türkei abspielte, berichtet eine berufene Feder an anderer Stelle.

Ähnliche Stürme wie die Türkei hat Persien durchgemacht. Bekanntlich hatte der verstorbene Schah von Persien seinem Volke eine Verfassung und ein Parlament gegeben. Als sein Sohn Mohammed Ali den Thron



Präsident Taft, der neue Präsident der Verein. Staaten.

bestieg, beschwor auch er die Verfassung und schwor, daß er gemäß derselben regieren wolle. Als dann aber das Parlament nicht genau immer tat, was der Schah befahl, verleidete ihm die Geschichte. Er schickte das Parlament nach Hause, hob die Verfassung einfach auf und regierte wieder nach eigenem Gutdünken wie der richtige Despot. Damit war der Schah oder „König der Könige“ eidbrüchig geworden. Das nahmen nun die Perser für nicht bekannt an. Als er dann auch noch die Hilfe der Russen anrief, da er den Unwillen des Volkes in bedrohlicher Weise zunehmen sah, schlug es dem Fasse vollends den Boden aus. Provinz um Provinz empörte sich. Jetzt gab Mohammed Ali sich den Anschein, nachgeben und die Verfassung wieder herstellen zu wollen. Nur zu bald mußten aber seine Untertanen einsehen, daß es ihm damit gar nicht Ernst war. Da marschierten die Aufständischen auf die Residenz des Sultans los, eroberten die Hauptstadt Teheran und setzten den Schah ab, nachdem auch noch die besten seiner Truppen von ihm



Reichskanzler von Bethmann-Hollweg.

abgefallen waren. Während er sich in die russische Gesandtschaft in Teheran flüchtete, wurde sein ältester Sohn, ein 12-jähriges Bublein, zum Herrscher proklamiert, der aber in Zukunft nicht mehr Schah, sondern nur noch Sultan heißen soll. Der Kleine wird freilich vorderhand wenig zu regieren haben, das besorgt für ihn die aus Führern der Verfassungspartei zusammengesetzte Regentschaft.

Drüben in den Vereinigten Staaten ist als Präsident Taft gewählt worden und der bisherige Präsident Roosevelt ist nach Afrika auf die Jagd gezogen, um sich von den Regierungsmühen zu erholen. Taft und Roosevelt sind seit Langem intime Freunde, und Taft regiert so ziemlich in den Geleisen des letzteren. Als besondere Tat hat man bis jetzt seine Kriegserklärung an die großen Trusts oder Aktiengesellschaften vermerkt. Taft will diese Milliarden-Bereinigungen zu einer scharfen Besteuerung heranziehen. Das wollte schon sein Vorgänger; aber er erfuhr, daß die Milliarden in den Vereinigten Staaten mächtiger sind als der gerechte Wille eines Präsidenten. Es hat den Anschein, daß auch Präsident Taft erfahren muß, daß nicht er in

den Vereinigten Staaten regiert, sondern das Geld. Böse Mäuler behaupten, im Grunde sei es auch vielerorts in Europa so. Das Wort „Geld regiert die Welt“ hat übrigens schon existiert, ehe Amerika von Columbus entdeckt wurde.

Nun sind wir genug in der Welt herumflaniert und halten zum Schluß noch etwas Einkehr im lieben Schweizerländli. Es muß leider nach und nach auch so etwas wie einen Druck der großen Nachbarn fühlen. Im Mehlszollkonflikt mit Deutschland, von dem in letzter Umschau die Rede war, haben wir ziemlich klein beigeben müssen. Beim Gotthardbahnrückkauf mußte die Schweiz gegenüber Italien und Deutschland einzelne Bedingungen eingehen, die bitter schmecken und die Verwirklichung einer Ostalpenbahn auf



Der neue Sultan, Mohammed V.

lange Zeit hinaus hinfällig machen, und auch der Vertrag mit Frankreich wegen den Zufahrtslinien zum Simplon ist nicht alles Zucker für uns. Unsere mächtigen Nachbarn sind die Freundlichkeit selber uns gegenüber und rühmen uns nach allen Ranten; aber zu spüren bekommen wir es doch, daß sie die Mächtigen sind. Es ist nun einmal der Zeitlauf, daß die Kleinen weniger bedeuten als auch schon; darum eben sollen sie um so fester zusammenhalten. Das gilt auch für die lieben Eidgenossen. Einige Sorge bereitet, daß die Bundesbahnen in Defizite geraten sind, und daß auch in der eidgenössischen Staatskasse die Ausgaben die Einnahmen wieder zu überholen anfangen, trotzdem mit dem neuen Zolltarif der Bund mehr als 20 Millionen Franken jährliche Mehreinnahmen erhielt. Dabei steht nun die eidgenössische Kranken- und Unfallversicherung vor der Tür, ohne daß man weiß, ob auch die Mittel da sind, die der Bund für sie braucht. Viel zu reden gibt eine Volksinitiative, wonach der Nationalrat in Zukunft nach dem

Proporz gewählt werden soll. Die Angelegenheit wird noch einen heißen Partei- und Zeitungsstreit absetzen. Ich meine, ein verständiger Bürger sollte sich die Sache ruhig ansehen und ruhig überdenken und dann so entscheiden, wie sein Gewissen und die Liebe zum Vaterlande es ihm eingiebt. Ist auch im lieben Schweizerland nicht alles, wie es sein soll, haben wir es im Ganzen doch „rechte.“ Unser Land ist von schweren sozialen und anderen Konflikten bewahrt geblieben; die Verwaltung in Bund und Kantonen ist durch das Band eine ehrenhafte und es herrscht eine unermüdlige Tätigkeit in Werken wohlthätiger und gemeinnütziger Art, nicht am wenigsten im schönen Außerrhoden, was neben der neuen kantonalen Irrenanstalt auch die neue Gmündertobelbrücke bei Stein zeigt, die eines der stolzesten Werke der Brückenbaukunst in der Schweiz ist. Daß wir Schweizer trotz unserer gelegentlichen Streitigkeiten einander herzlich zugetan sind, hat sich beim Kircheneinsturz im Walliser Bergdörflein Nay bei Sitten gezeigt, wo während eines Sonntag-Vormittags-Gottesdienstes 33 Menschen unter Trümmern begraben wurden. Die Protestanten haben damals mit den Katholiken in Liebeswerken für die Hinterbliebenen der Erschlagenen in Nay gewetteifert.

Unter den Bildern im diesjährigen Kalender finden die Leser zunächst die wohl gelungenen Porträts der verstorbenen Nationalrat Oberst Künzli und Ständerat Scherb, sowie der neuen Bundesrichter Dr. Kirchhofer und Dr. Weiß. Mit dem Aargauer Oberst Künzli ist ein ächter Schweizerpatriot, ein bedeutender Staatsmann und verdienter Militär von hinnen geschieden, der Jahrzehntlang seinem Kanton sowie dem Gesamtvaterlande große Dienste geleistet hat. Es sei ihm unvergessen, daß er noch in seinen alten Tagen als Abgeordneter der Schweiz am internationalen Staatenkongreß im Haag in Holland mitten unter den Vertretern der Großstaaten der ganzen Welt sich mannhaft für die Rechte des schweizerischen Volksheeres, den Landsturm

inbegriffen, wehrte. Dabei war Oberst Künzli nicht nur ein uneigennütziger, sondern auch ein wahrhaft wohlthätiger Mann, der viel Gutes tat und im späteren Lebensalter unbeschadet seiner freisinnigen Parteiangehörigkeit eine wahrhaft versöhnende Natur zwischen den Parteien. Auch der Thurgauer Ständerat Scherb gehörte zu den Männern, auf die ein Volk stolz sein darf und deren Grab es in Ehren halten soll. Mit den Herren Kirchhofer und Weiß erhält das Bundesgericht zwei tüchtige neue Kräfte voll Schaffensfreude. Diese braucht es im Bundesgericht, denn es liegt ein schweres Stück Arbeit auf jedem einzelnen Bundesrichter. Weitere Porträts zeigen den neuen Gesandten in Wien, Herrn v. Salis, einen wahrhaften Bündner, der unten in Oesterreichs Kaiserstadt Verwandte in hohen Stellungen findet, und den eidgenössischen Oberpostdirektor Lutz, sowie seinen Nachfolger, Herrn Stäger. Herr Lutz ist ein Sohn von Appenzell Außerrhoden. Er hat im Postwesen von der Picke auf gedient und es durch eisernen Fleiß, Treue und Strebamkeit bis zum Leiter unseres schweizerischen Postwesens gebracht, dem er beinahe seit einem Menschenalter in Ehren vorstand. Möge seinem Nachfolger der gleiche Erfolg beschieden sein. Solche Posten stellen in der Gegenwart, wo sich im Verkehr Neuerung auf Neuerung förmlich häuft und ein Fortschritt den anderen jagt, wo ferner die Anforderungen des Publikums immer größer werden, an die Inhaber viel strengere Forderungen als früher, da alles noch etwas gemächlicher ging. Man beneide nur niemanden, der an solchen Posten steht. Da hat es der Hub-Bauer beim Bächli viel schöner und sorgenfreier, trotzdem er oft meint: „Ja die Herrn, die haben's ring.“

Und nun Gott befohlen. Der Kalendermann wünscht allen Lesern so recht von Herzen alles Gute und, wenn trübe Stunden kommen, das rechte, mannhafte Gottvertrauen. Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!

Schweizer im Auslande.

Es hat den Lesern des Appenzeller Kalender, wie man hört, mächtig gefallen, daß derselbe ihnen letztes Jahr die Bekanntschaft mit einigen berühmten Schweizern im Auslande übermittelte. Und das hat uns gefreut. Sind die Schweizer im Ausland der Schweiz anhänglich — es sei halt doch nirgends so schön, wie in der Schweiz, sagte der schweizerische Minister Odier in St. Petersburg einst in einer Rede — so darf umgekehrt auch die Schweiz ihre Söhne im Ausland in treuer Erinnerung behalten. Hier sind nun wieder die Bilder von fünf Schweizermännern, die ihrem Vaterlande fern desselben hohe Ehre einlegen.

Das interessanteste Lebensschicksal von den Herren hat wohl der tierärztliche Bakteriologe von Transvaal in Südafrika, A. Theiler (Nr. 4), durchgemacht. Ein bürgerlicher Entlebucher stand seine Wiege im aargauischen Frick, wo er 1867 geboren wurde. Gegen seinen Willen studierte er in Zürich und Bern Tierarzneikunde. Nachdem er sein Staatsexamen mit Erfolg bestanden und sich nicht sofort eine ihm zusagende Stelle fand, ging der 24-jährige Mann nach Prätorien in Transvaal, um von dort aus Land und Leute kennen zu lernen. Durch ein Unglück verlor er die rechte Hand und griff nun wieder zu seinem Berufe. „Meine

Abenteuerlust war jetzt gedämpft“, schrieb er an den Verleger des Kalenders. Schon zwei Jahre später, 1893, lenkte er anlässlich einer heftigen Pockenepidemie die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich, indem er der Stadt Prätorien durch Errichtung eines Impfinstitutes aus großer Verlegenheit half. Diese Tätigkeit verschaffte ihm den Ruf als Tierarzt des Minendepartements und der Stadt Johannesburg. Aber ihn lockte weniger die praktische als die wissenschaftliche Seite seines Berufes. Als 1896 vom Zambesi her die fürchterliche Kinderpest einbrach, schickte ihn der Präsident Krüger von Transvaal in den Seuchenheerd. Er geriet dort mitten in den Kaffernaufstand der Matabele und konnte als einer der letzten mit Not aus Bulawayo entfliehen. Er setzte dann seine Untersuchungen beim Kaffern-König Kama in Betschuanaland fort. Seine Studien trugen ihm die Ernennung zum Landestierarzt von Transvaal ein, und er organisierte nun den Kampf gegen die Kinderpest. Mit der Ausfindung eines erfolgreichen Impfstoffsystems gegen diese furchtbare Krankheit erwarb er sich unvergängliche Verdienste um die Erhaltung des riesigen Rindviehbestandes in Südafrika. Präsident Krüger und die Regierung überhäufte ihn mit Ehren.